

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durr's die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4841) vierteljährlich 1.80 Mk., für 2 Monate 1.20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. exkl. Postgebühren.

Chefredaktion:
Dr. Bruno Schoenlant.

Inserate werden die 5-spaltige Beilage oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. Vereinsanzeigen 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 6. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6, part. Sprechstunde: 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telephon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Arbeiter, verteidigt Euer Wahlrecht!

Leipzig, 20. Mai.

Die von der Wahlgeschäftsstelle der Stadt Leipzig aufgestellten Wählerlisten sind fehlerhaft angelegt. Darüber hat die letzte Stadtverordnetenversammlung, über die wir an anderer Stelle dieser Nummer berichten, keinen Zweifel gelassen.

Hunderte, vielleicht Tausende gegenwärtig hier arbeitender Wähler, die aber auswärts ihren Wohnsitz haben, sind nicht in die Wählerlisten aufgenommen worden. Sie sollen nach dem Willen der Leipziger Wahlgeschäftsstelle oder ihrer Leiter um ihr Wahlrecht kommen, da sie natürlich nicht daran denken können, lediglich der Reichstagswahl wegen die Reise in ihre meist in weitentfernten Provinzen und Bundesstaaten gelegene Heimat zu unternehmen.

Im direkten Gegensatz zu den in Uebereinstimmung mit dem Reichstag von der Wahlprüfungskommission des letzteren aufgestellten Grundsätzen macht die Leipziger Wahlgeschäftsstelle die Aufnahme der Wähler in die Wählerlisten davon abhängig, daß sich die Wahlberechtigten hier niedergelassen haben in der Absicht, Leipzig zum dauernden Mittelpunkt ihrer rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse zu machen, während nach den von uns schon wiederholt erwähnten, vom Reichstag anerkannten Grundsätzen die Niederlassung an einem Orte mit der Absicht längerer Verbleibens zur Wahl an diesem Orte berechtigt und auch Saisonarbeiter am Orte ihrer Beschäftigung in die Wählerlisten aufzunehmen sind.

Es unterliegt unter den obwaltenden Verhältnissen und nach der Erklärung des Bürgermeisters Dr. Tröndlin keinem Zweifel, daß die Leipziger Wahlgeschäftsstelle diese Grundsätze gekannt und im bewußten Gegensatz zu ihnen bei der Aufstellung der Leipziger Wählerlisten verfahren ist.

Bewunderung kann das freilich nicht erregen. Der oberste Leiter unserer Wahlgeschäftsstelle ist Herr Stadtrat Ludwig Wolff, der Vater des Leipziger Dreiklassenkommunalwahlsystems, der eifrige Fürsprecher für das sächsische dreiklassige Landtagswahlsystem, das für die arbeitenden Klassen die politische Entmündigung bedeutet, und der Kassierer des — Vereins für Sozialpolitik!

Es ist nicht daran zu zweifeln, daß Herr Ludwig Wolff völlig mit Herrn Bürgermeister Dr. Tröndlin darin übereinstimmt, „daß die Bedeutung der Kundgebung der Wahlprüfungskommission des letzten Reichstags nicht über-

schätzt werden darf, daß die Ansichten in der Wahlprüfungskommission mit ihrer Zusammensetzung wechseln.“ In verständliches Deutsch übertragen heißt das, daß Herr Bürgermeister Dr. Tröndlin der guten Hoffnung ist, daß es bei den bevorstehenden Reichstagswahlen gelingen werde, einen Reichstag zusammen zu bekommen, der für Recht und Billigkeit andere Grundsätze aufstellt als es der verklossene Reichstag gethan hat, und daß der neue Reichstag die von der Leipziger Wahlgeschäftsstelle absichtlich und bewußt bewirkte Verletzung der jetzt aufgestellten Grundsätze gutheißt.

Arbeiter, Ihr seht, was bei den bevorstehenden Wahlen auf dem Spiele steht!

Sehr charakteristisch ist auch die von der bürgerlichen Mehrheit des Leipziger Stadtverordnetenkollegiums eingenommene Haltung zu dem Antrag Pollender und Genossen, der mit 28 gegen 23 Stimmen abgelehnt wurde. Die Mehrheit war offenbar froh, in dem von dem Stadtverordneten Rechtsanwalt Dr. Jund gegen die Kompetenz der Stadtverordneten geltend gemachten Bedenken einen Grund gefunden zu haben, den sozialdemokratischen Antrag niederzustimmen.

Herr Dr. Jund ist Jurist und Mitglied des Verfassungsausschusses der Stadtverordneten. Früher bekleidete er lange Jahre hindurch das Amt eines Protokollanten für die Plenarsitzungen der Stadtverordneten. Wenigstens von der letzteren Thätigkeit her mußte Herr Dr. Jund wissen, daß die Stadtverordneten die Mittel für die Wahlgeschäftsstellen im allgemeinen und den besonderen Aufwand für die Reichstagswahlen in Leipzig zu bewilligen haben. Für die bevorstehenden Reichstagswahlen sind in den 1898er Haushaltsplan der Stadt Leipzig 7500 Mk. eingestellt und bewilligt worden. Nach § 68 der revidierten Städteordnung aber sind die Stadtverordneten — und das weiß Herr Dr. Jund — berechtigt, auch unaufgefordert Vorschläge zum Besten der Stadtgemeinde an den Stadtrat gelangen zu lassen. Der Antrag Pollender und Genossen aber ließ darauf hinaus, im Interesse der Stadt einem Wahlprotest, einer Ungültigkeitserklärung der Leipziger Wahlen, der Wiederholung der Wahlen und damit einer abermaligen Ausgabe von 7500 Mk. vorzubeugen.

Uebrigens muß betont werden, daß vom Ratstische aus Bedenken gegen die formelle Zulässigkeit des sozialdemokratischen Antrages nicht erhoben wurden. Wenn trotzdem die Mehrheit der Stadtverordneten sich dem Zweifel des Herrn Dr. Jund an die Zuständigkeit der Stadtverordneten in dieser Sache angeschlossen und den sozialdemokratischen Antrag

zu Falle brachte, so darf sie sich nicht wundern, wenn in den Kreisen des werktätigen Volkes der Verdacht rege wird, daß die Mehrheit bei dieser Abstimmung unter dem Einfluß politischer Parteidrucke gestanden habe.

An die Arbeiter aber, und namentlich an die oben bezeichnete Arbeiterkategorie, richten wir hiermit die Aufforderung, mit Entschiedenheit für das ihnen zustehende Wahlrecht einzutreten. Jeder Wahlberechtigte muß sich davon überzeugen, ob er in die Wählerliste eingetragen ist. Ist das nicht geschehen, muß in jedem einzelnen Falle sofort schriftliche Beschwerde an den Rat der Stadt Leipzig gerichtet werden, der als zuständige Behörde darüber zu entscheiden hat.

Arbeiter! Wahrt Euch das wichtigste politische Recht! Keine Stunde darf länger gesäumt werden, denn die Wählerlisten liegen nur bis zum nächsten Montag abend aus und die Beschwerden wegen Nichtaufnahme in die Wählerlisten müssen spätestens bis Montag abend an den Rat der Stadt gelangt sein.

Arbeiter, verteidigt Euer Wahlrecht!

Politische Uebersicht.

Zur Geschichte der preussischen Polizei

Der Reichsgerichtsrat Otto Mittelstädt, der seiner Zeit — die Sozialdemokratie weiß es — zu der „schneidigsten“ Staatsanwalt in Preußen gezählt hat, veröffentlicht in dem letzten Hefte der Zukunft lehrwürdige Erinnerungen aus seiner Staatsanwaltschaft.

Was Mittelstädt berichtet, wirft ein helles Licht auf das innerste Wesen der politischen Polizei in Preußen. Der „Ideal“typus des Polizeimanns, der berühmte Polizeidirektor Stieber wird in seiner ganzen Herrlichkeit vorgeführt.

Am 7. Mai 1866 wurde der damalige Ministerpräsident Graf Bismarck auf der Straße von dem Studenten Cohen-Blind, einem natürlichen oder Stiefsohn des Karl Blind in London, angefallen. Cohen war ein junger Akademiker der landwirtschaftlichen Hochschule in Hohenheim bei Stuttgart; er erblickte in Bismarck den Mann, der den Bruderkrieg entfesselt wollte, und schloß auf ihn, ein wirrer Schwärmer. Er verlegte Bismarcks Kleider, nicht ihn, wurde auf das Polizeipräsidium am Röllmarkt gebracht und benutzte dort eine Pause in der Vernehmung, um sich mit seinem Taschenmesser den Tod zu geben.

Wierzehn Tage darauf erhielt der damalige Staatsanwalt Mittelstädt einen sonderbaren Auftrag.

Seit Wlinds Attentat hatte sich folgendes abgespielt. Stieber war seit dem verübten, unseren Lesern früher einmal eingehend geschilderten Prozesse, der dem Ankläger, dem Oberstaatsanwalt Schwarz und Stieber, dem Angeklagten das Amt kostete,

auch Laternenscheln. Der Stall lag abseits neben dem Haus, ein einsamer Hofwinkel zwischen beiden, auf den der Magd Kammerfenster schaute. Die Stallthür angelehnt. Ein matter Lichtstreif fiel durch die Spalte und huschte über Neldas Füße. Man hörte drinnen das Stroh rascheln, eins der Pühner im Schläfe gackern. Warum war Wesa so still? Sonst sang sie hier gern mit schallender Stimme.

„Wesa — — —!“

Keine Antwort.

Nelda blieb verwundert stehen — die Wesa konnte nicht hier sein, die mußte doch sonst das Rufen hören? Aber der Laternenscheln — noch einmal:

„Wesa — — —!“

Wieder keine Antwort.

Sie trat näher zur Stallthür, der gefrorene Schnee knackte unter den Füßen — da — der Lichtschimmer drinnen erlosch plötzlich. Alles finster.

Horch! Klang jetzt nicht ein unterdrücktes Nichern? Und jetzt — träumte sie, hörte sie recht? — war das nicht Flüstern einer Männerstimme — „Still, still!“ —?

Nelda stand wie angewurzelt, sie wagte sich keinen Schritt weiter, sie hielt den Atem an, sie fühlte, wie eiskalt ihre Hände und Füße wurden, nur ihr Kopf brannte.

Was war das? Eine glühende Röhre schob ihr jäh ins Gesicht, ihre Hände krampften sich zusammen, sie machte einen Satz wie ein getroffenes Wild, stürzte dem Haus zu und auf ihre Stube. Dort riß sie sich das Kleid vom Leibe, als hätte ihr Rock was Unreines gestreift; sie warf sich übers Bett und schluchzte — „Warum hast Du mich verlassen, Ferdinand, warum konntest Du mich nicht lieben? Ich werde schlecht. Vater, Mutter — Papa, Papa, hilf mir!“ — — —

Seuilleton.

Nachdruck verboten.

Rheinlandstöchter.

Roman von G. Siebig.

„Kommen Sie, Fräulein Nelda!“ sagte Wesa. Sie griff vertraulich nach Neldas Arm, diese wehrte sie ab.

„Geh' nur voraus, ich komme nach!“

Ohne Gruß, mit einer raschen Wendung drehte sie sich ab und schritt die Gasse ins Dorf hinein.

Sie mochte noch nicht nach Haus — was war das? Eine unsichtbare Hand hatte ihr einen Schlag ins Gesicht gegeben, als der Dicks den Mund spitzte und Wesa in die Wade kniff; und diese selbst, war sie dumm, leichtsinnig?!

Eine Ernüchterung war mit ungeheurer Schnelligkeit da; in der kalten Winterluft verlor sich der Weihrauchdunst, sie hob die Augen zum Himmel und sah doch, er stand hoch, gewölbt überm Dorf — hier wie anderswo, überall fern.

Die Sterne glitzern, und kalt wie neugierige Augen; sie zog die Kapuze tiefer in die Stirn — was fragten die da oben nach Menschenleid, nach der Qual eines Mädchenherzens? — — —

„Wer muß nehmen, was sich bietet, is et net dän, dann is et dän, eh sein alleweil froh“ — es war Wesas Stimme, die ihr das ins Ohr schrie, und doch war's wieder das eigene Herz, das rief. Ja, froh sein um jeden Preis! Nicht darben und sich zerquälen um das, was geschehen und nicht mehr zu ändern ist!

Nelda erinnerte sich genau eines Gesprächs, das sie mit Agnes Röder geführt, als diese noch Braut war — ja, Durst hatte sie immer gehabt, aus der Quelle alles Lebens zu trinken, aber jetzt war der Durst ein anderer. Man hatte ihr den Becher an die Lippen geführt und dann weggerissen, als sie kaum die Zunge geneht; eine brennende Bier war geblieben. Gleich, in welchem Gefäß der Trank jetzt gereicht ward — — nur trinken, sich satt trinken und dabei vergessen!

Sie strich die Hätten entlang wie ein Schatten. Rund um sie die Stille des Dorfes und des Abends. Dunkelheit. Aus den niederen Fenstern träber Lichtschein, schwarz blickten die Berge herein. Ein Hund schlug an, verschlafen lästete ein anderer Antwort.

Sie dachte nicht an Vater und Mutter, die daheim im einsamen Haus an der Chauffee saßen, auch nicht an Kylander, den einzigen Freund — an diese drei zu denken war ihr peinlich; sie schämte sich dann jener Regung, die immer und immer unabweisbarer wiederkam. Sie dachte an Ramer. Nicht in gekränktem Stolz, im Schmerz des Verlorenhabens — nein, mit Bohn. Er hatte ihr den Becher von den Lippen gerissen; zu früh!

Sie ballte die Hände zu Fäusten — so hätte er sie vollends austrinken lassen sollen, dann mochte er gehen, dann war doch der Durst gestillt, dann blieb ihr die Erinnerung an etwas Ausgegossenes — aber so?!

Ein wilder Trost lag auf ihrem Gesicht, wie sie mit gebälhten Nasenflügeln die Luft einzog und ausstieß und sich mit steil aufgerichtetem Körper dem Wind entgegen stürmte.

Kein Mensch begegnete ihr. Es läutete sieben, als sie wieder vor der Bürgermeisterei stand; das war die Zeit, in der Wesa die Biegen im Stall moll. Von dorthier glomm